

31 Das Magazin des Instituts für Theorie der Gestaltung und Kunst, Zürich (ith-z)
Nº 01 (Oktober 2002)

Editorial **s. 3**

Jörg Huber Theoriebildung: unerhört und zuvor-kommend **s. 4**

Gesa Ziemer Verletzbare Orte **s. 13**

Philipp Stöellger Vom Charme diskreter Theorie **s. 27**

Marion von Osten Unsere Verbindungen bewegen die Welt! **s. 35**

Valentin Gräebner Do it yourself **s. 47**

Jürgen Krusche Performative Kultur und die Rolle der Dinge aus ... **s. 53**

Daniel Mouthon Rhythms, Aphorisms and Floating on **s. 71**

Matthias Vogel Mit dem fühlenden Auge **s. 75**

Tom Holert Bedingungen der Unmöglichkeit **s. 85**

Vorträge, Veranstaltungen, Publikationen, News **s. 94**

Impressum **s. 98**

Agenda **s. 100**

ästhetische Begriff leblos und erfährt keine Relevanz; ohne die Schärfe eines Begriffes, bleibt die Empfindung stumpf und ohne Nachhall.

Der Körper der Disziplin

Abschliessend nun zur dritten Ebene, welche nach der Stellung der Philosophie innerhalb ästhetischer Theorieansätze fragt. Im Gebrauch von Theorien der Gestaltung und Kunst muss die produktive Verletzbarkeit des Begriffes zur Geltung gebracht werden, die einerseits das Sich-Entziehen und andererseits die Manifestation von Kunst und Theorie zur Folge hat. Die Kunst der ästhetischen Theorie ist es, die verletzbaren Orte immer wieder aufzusuchen, dort mit Freunden zu verweilen und ausgedehnte Gespräche zu führen. Der Stil ist geprägt durch die Kunst der Beschreibung, welche die Arbeit an den Begriffen ausmacht. Zum Begriff kann dasjenige werden, das eine Empfindung auslöst, und diese ist nicht gekoppelt an Fragen nach *high and low*, Theorie und Praxis, Kunst und Nicht-Kunst. Das Paradox des manifesten Sich-Entziehens wird sich immer zwischen Kompetenz und Inkompetenz, zwischen Poesie und Wissenschaft, zwischen *studium* und *punctum*, zwischen Tradition und Gegenwart aufhalten. Wenn die Verletzbarkeit des Begriffes als grundlegende theoretische Attitüde verstanden und praktiziert wird, dann mindert sich die Relevanz der Fragen nach einem gesunden oder kranken Körper, nach einem richtigen oder falschen Begriff, nach Formation oder Deformation. Es stellen sich andere Fragen, die sowohl in der Theorie als auch in der Kunst von Bedeutung sind: Wann schütze ich mich, wann fordere ich die Beschädigung? Wie verhält sich der verletzbare Körper zur Möglichkeit oder Wirklichkeit der realen Verletzung? Wie lässt sich die reale Verletzung mit einem produktiven Begehren verknüpfen?

Der verletzbare Körper verhält sich auf der selbst geschaffenen oder zur Verfügung gestellten Bühne und muss sich exaltiert zur Schau stellen. Das Paradox von Erzeugung markanter Bühnenpräsenz und gleichzeitiger Verweigerung des Schaubudendaseins macht den Körper zum antastbaren Phänomen und erhebt die Verletzbarkeit zu einer Produktionsweise, die Energie, Intensität und Sog in Theorie und Kunst erzeugt. Die Philosophie, welche die Sensibilität für die Antastbarkeit schon lange in ihrem Repertoire hat, muss sich auch exponieren, sich auf den Bühnen zeigen und zur Schau stellen. So kann sie ihren Standpunkt in den zeitgenössischen ästhetischen Theorieansätzen markieren und ihn als unabdingbar einfordern.

Philipp Stöellger Vom Charme diskreter Theorie

☞ Der Autor ist wie Valentin Groebner (siehe S. 47) Mitglied des **think tank**, in dem sich KollegInnen aus verschiedenen Fachbereichen versammeln, die neugierig sind auf intellektuelle Querläufe und Wanderschaften über die Grenzen ihrer Disziplinen hinaus, die bereit sind, ihre Erfahrungen in der Arbeit mit Theorie zu bedenken und zu exponieren und mit uns an der Generierung und Erprobung von theoretischen Verfahrensweisen mitzuwirken. Die gemeinsamen Treffen dienen der kritischen Evaluierung der Aktivitäten des *ith-z* wie auch der gezielten Arbeit an transdisziplinären Fragestellungen und kleineren Projekten. Der **think tank** wurde im Frühjahr 2002 eingesetzt und tagt jährlich etwa fünf Mal. ☛

Philipp Stoellger, Dr. phil., geboren 1967. Studium der ev. Theologie und Philosophie in Göttingen, Tübingen und Frankfurt am Main. 1995–2000 Assistent, seit 2001 Geschäftsführender Oberassistent des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie der Universität Zürich/Theologische Fakultät. 1999 Promotion mit der Arbeit: «Metapher und Lebenswelt. Hans Blumenbergs Metaphorologie als Lebenswelthermeneutik und ihr religionsphänomenologischer Horizont». Seitdem Arbeit an einer Habilitationsschrift zum Thema: «Passion und Passivität. Eine Studie zur anthropologischen Kategorie der Passivität». 2001 Gründung und Mitglied der Leitung des Zürcher Kompetenzzentrums Hermeneutik. ✦ Veröffentlichungen (Auswahl): Zusammen mit Ingolf U. Dalferth (Hgg.), *Vernunft, Kontingenz und Gott: Konstellationen eines offenen Problems*, Tübingen 2000 (Religion in Philosophy and Theology 1); «Kunst und Kreuz: Eine Erinnerung an Franz Rosenzweigs 'Christliche Ästhetik'», in: *Artheon* 14 (2001); «Entgeisterung: Erwägungen zur Leiblichkeit des heiligen Geistes», in: *TheoLogica* 1 (2001). ❁

stollger@theol.unizh.ch

Theorie als Problem

Theorie macht Probleme. Man weiß nie, ob die Erwartungen an sie von ihr erfüllt werden. Wenn man einmal mit ihr angefangen hat, weiß man nie genau, was dabei herauskommt. Meist ist es gerade umgekehrt, wenn die Theorie wächst und groß und stark wird, werden die anfänglichen Fragen vergessen, überlagert von neuen und von Antworten auf gar nicht gestellte Fragen.

Diese Unberechenbarkeit von Theorie sagt aber noch lange nichts über deren Leistungsfähigkeit und ist keineswegs nur Grund zur Skepsis, auch wenn diese ab und zu durchaus angebracht ist. Dass jede Theorie ihr Eigenleben entwickelt, kann auch zu Theorie*lust* führen. Denn mit solchem Eigenleben wird sie selber zu einem interessanten Phänomen. Theorien driften durch die Nischen und Schluchten ihres Umfeldes. Daran teilzunehmen, sei es sich ihnen hinzugeben oder dem zuzusehen, kann seinen Reiz haben.

Mit der Lust auf Theorie geht es allerdings wie mit allen Lüsten, sie führen zu Problemen mit der so genannten Realität. Theorie ist gelungene Realitätsvermeidung – dafür gibt es gelegentlich sogar eigene Institute als geschützte Biotope, eine Art kultureller Umweltschutz. Dass man sich auf einer kleinen Insel in Europa dergleichen noch etwas kosten lässt, zeugt von Kultur. Man kann sich auch dumm und dämlich sparen. Theorievermeidung jedenfalls wäre kulturelle Umweltzerstörung.

Die zeitweilige Realitätsvermeidung durch Theorie ist allerdings nicht ohne Ambiguität zu haben, wohl oder übel. Das Übel der Theorie wäre, den Rest der Welt für vermeidbar zu halten, im Grunde für entbehrlich, oder allenfalls als Belege für die Theorie zuzulassen. Kultiviert und reflektiert verstanden eröffnet sie hingegen eine kreative Distanz, indem sie die Realität einklammt und für die Zeit einer gewissen Nachdenklichkeit ‚sein lässt‘. Dieser Aufschub der bedrängenden Wirklichkeit erlaubt den Blick auf neue Horizonte, die der Theorie eben. Ihr gegenüber muss man riskieren, mal zu schauen, was sich zeigt. Das haben Theorie und Kunst gemeinsam.

Kein Land in Sicht

So gesehen ist Theorie oft vor allem um ihrer selbst willen interessant. Wem solch interesseloses Wohlgefallen an Theorie fehlt, dem fehlt indes meist gar nichts – außer Problemen. Anders gesagt, Theorie macht nur dem Probleme, dem etwas fehlt, der Probleme mit der ‚Realität‘ hat und sich zu deren ‚Lösung‘ eine Theorie zulegt. Und da *eine* Theorie in der Regel nicht genug ist, um mit den Problemen ‚fertig‘ zu werden, geht die Tendenz zur Zweit-Theorie.

Nur, dabei bleibt es meist nicht. Denn wo zwei Theorien sind, behauptet jede, da sei eine zu viel. Theorien, die etwas auf sich halten, sind eifersüchtig: Man solle keine anderen Theorien neben der einen haben. Denn stets nur die eine sage, was wirklich der Fall sei. Und während die beiden sich streiten, entsteht eine dritte, um sie in sich aufzuheben. Da aber bei jeder ‚Aufhebung‘ einiges auf der Strecke bleibt, braucht es gleich die vierte, die sich dem Zurückgebliebenen widmet – et cetera. Und als das Letzte braucht man anscheinend Metatheorien, die eine Theorie der Theorie versuchen, um endlich Ordnung in die Fülle zu bringen. Aber statt als Schiedsrichter zwischen zerstrittenen Theorien das letzte Wort zu haben, treiben Metatheorien die Pluralisierung nur weiter. Kein Land in Sicht – kein fester Boden, von dem aus man dem theoretischen Schiffeversenken mit Genuss zuschauen könnte.

Eine gesicherte Zuschauerposition war einst das Ideal der Theorie, nicht das der Praxis oder der Lebenswelt. Lukrez hatte dieses Bild in die Welt gesetzt: dass der Philosoph es genießen könne, vom festen Ufer aus die Seenot der anderen im stürmischen Meer zu beobachten. Aber spätestens

als der Großtheoretiker Thales auf dem Weg zur Beobachtung des bestirnten Himmels in den Brunnen fiel (von dem aus er ihn beobachten wollte), wobei ihm eine thrakische Magd zusah, kehrte sich das Verhältnis von Theorie und Lebenswelt um. Die Magd hatte was zu lachen, als der Theoretiker den Boden unter den Füßen verlor um in den Himmel zu schauen. Aber wer zuletzt lacht, ist noch nicht entschieden. Denn so fest, wie die Magd meinte, ist der Boden der Lebenswelt nicht, zumindest nicht mehr. Das dürfte auch jedem noch so pragmatischen Bildungspolitiker anlässlich von Wahlen merklich werden.

Großtheorien

Im Zuge der Eskalation der Entstehung von Theorien bildet sich unvermeidlicherweise eine Hierarchie heraus, von großen, mittleren und kleinen Theorien, von denen diejenigen mit ‚großer Reichweite‘ für gewöhnlich als ‚die größten‘ gelten und sich entsprechend in Szene setzen. Sie gehen aufs Ganze, und wer weniger will, will zu wenig. Möglichst viel und letztlich alles mit möglichst wenig, letztlich nur mit dem Einem erklären zu können, gilt als Gipfel theoretischer Genüsse.

Das prominente Urbild dieser Präntion ist der erste ‚Großtheoretiker‘, Musaios, der Überlieferung zufolge Sohn der Selene und Schüler des Orpheus: „Aus Einem entsteht alles, und dazu wird es wieder.“ Alles was dazwischen liegt, ist dann letztlich nur Episode, nur ein Umweg des Einen zu sich selbst.

Weil Theorien dieser Größe üblicherweise Probleme mit dem Rest der Welt bekommen, entwickeln sie zum Schutz vor Einwänden eine ‚Paratheorie‘, eine Theorie über das, was der Theorie nicht passt: etwa die so genannte Praxis. Klassisch gilt dabei der aristotelische Grundsatz, die Praxis des Absoluten sei die beste. Und das Absolute ist, wie zu erwarten, nur mit Theorie beschäftigt. Also ist Theorie die höchste Form der Praxis. Auch eine Mängelkompensation und sicher nicht die erfolgloseste.

Aber Theorien, die aufs Ganze gehen, sind nicht mehr zu irritieren. Infallibilität kennt nicht die Gefahr der Selbsttäuschung. Auch wenn das bei Freud nicht so ist, folgt auch seine Theorie dem mythischen Schema von Erklärungen: ‚Dieses ist in Wirklichkeit nur jenes; und letztlich geht es immer nur um das Eine‘. Und wer das leugnet, täuscht sich eben – so zumindest die Freudsche Paratheorie.

Offenbar sind Großtheorien unersättlich. Sie verschlingen alles, was nicht niet- und nagelfest ist. Sie machen vor nichts Halt und lassen nichts zu wünschen übrig. Aber gegen das Eine oder zumindest gegen die eine Theorie hilft nur die nächste. Die Pluralisierung von Theorien ist auch deren Relativierung und Limitierung.

Angesichts der Instabilität der theoretischen Großwetterlage empfiehlt sich wohl ‚Ambiguitätstoleranz‘, von der Hans Blumenberg meinte: „Ein Kriterium für intellektuelle Gesundheit ist die Spannweite von Unvereinbarkeiten im Hinblick auf ein und dieselbe Sache, die ausgehalten wird und dazu noch Anreiz bietet, Gewinn aus der Beirung zu ziehen.“ (*Begriffe in Geschichten*, Frankfurt am Main 1998, S. 9)

Alles voll von Theorien

Sofern man sich etwas näher umsieht, überkommt einen früher oder später diese Fülle von Unvereinbarkeiten, nolens oder volens. Wenn mit der Zeit alles voll von Theorien ist, weiß man nicht mehr so genau, worauf man sich da eingelassen und wozu man damit eigentlich angefangen hat. ‚Was waren doch gleich die Fragen, die wir hatten ...?‘ Vor lauter Antworten und der theoriegeladenen Wut des Erklärens bleibt anscheinend keine Frage ohne Antwort – bis auf die Fragen, die vor lauter Antworten vergessen wurden.

Dann fragt sich, wie man all die Theorien, die man rief, bändigen und dazu bringen kann, auf die eigenen Fragen zu antworten? Schließlich sind die gängigen Theorien entweder Konfektionsware für Allerweltsprobleme. Um das nicht trivial klingen zu lassen, werden dieselben dann als Grundfragen, Daseinsrätsel oder die großen Themen der Metaphysik nobilitiert. Als müsste sich

jeder diese Fragen stellen, sonst wäre er kein Mensch. Wer Mensch sein will, muss dann ‚nach Wissen streben‘, ob er will oder nicht. Damit inszeniert sich die Großtheorie als unentbehrlich für jeden, der auf sein Menschsein nicht verzichten möchte. Oder aber die Antworten der kleineren Theorien sind nur recht speziellen Problemen angemessen, die nicht immer die eigenen sind. So hat die Passung von Theorie und Problem wie von Antwort und Frage nur eine recht kurze Haltbarkeit.

Man kann sich angesichts von Theoriefülle und mangelnder Passung in zwei Richtungen nach einem Ausweg umsehen: entweder nach den Fragen fragen, auf die die Theorien Antworten sein wollten. Das ist nicht so abwegig, wie es klingt. Oft leistet eine Theorie gerade, dass man die eigenen Fragen vergisst und sich dann die der Theorie entsprechenden sucht. Dass man damit seine Gegenwart verlässt und sich aufmacht in die Zeit der Theorie, muss kein Verlust sein. Aber es hat den Preis, sich von *gegenwärtigen* und oft von den *eigenen* Fragen zu verabschieden. – Oder aber man riskiert es, die zuhandenen Theorien und ihre Antworten sein zu lassen, den eigenen Fragen zu folgen und neue zu erfinden.

Theorie-Diät?

So nahe es liegt, den zweiten Weg zu wählen, so fern liegt der doch. Er entzieht sich, wenn man ihn zu beschreiten sucht. Denn wenn alles voll von Theorien ist, kann man nicht ‚ursprünglich‘ und ohne weiteres ‚selber‘ fragen. Da hilft einem auch kein Heidegger und der Sprung in die Praxis unterhalb der Theorie schon gar nicht. Strümpfe stricken und Mützen häkeln, sich in den Schwarzwald zurückziehen und mit der Hand schreiben sind dann nur Möchtegern-Ursprünglichkeiten. Denn da die Theorien einmal die Welt bevölkern, sind sie unvermeidlich geworden. Es braucht längst keine Letztbegründung der Metaphysik mehr, kein ‚jeder Mensch strebt nach Wissen‘. Um Theorie kommt keiner drum herum.

Aber die Fülle von Antworten verschlägt einem die Fragen. Schon deren Formulierung ist nicht ‚an Theorie vorbei‘ möglich. Selbst das, was man für ein Problem hält, ist nicht theoriefrei wahrzunehmen. Die Theorie des allgegenwärtigen Äthers ist eigentlich eine Theorie der Allgegenwart von Theorie.

Wer sich nie im Labyrinth der Theorie verirrt hat, kennt das Problem nicht, um das es hier geht. Und er sucht auch keinen Ausweg, sondern vermeidet den langen Weg durchs Labyrinth – als ob man das auf Dauer könnte. Und wenn man es versucht, ist der Preis einigermaßen hoch: Wenn es glückt, erfindet man vielleicht etwas Außergewöhnliches, zufälligerweise; in aller Regel aber ist es eine unkundige Wiederholung von längst Vorhandenem. Theorievermeidung ist daher wenig ratsam. Jeder Versuch, diesseits oder jenseits von Theorien zu fragen, steht daher zu Recht im Verdacht, etwas unterbelichtet zu sein. Wer eine Theorie-Diät empfiehlt, kann das nur, wenn er sich zuvor überfressen hat oder zumindest dick und satt gegessen.

Theorie anderer Gestalt

Soweit zur Unvermeidlichkeit von Theorie – aber die ist auch unvermeidlich ambig. Darin liegt ja ‚Verhängnis und Hoffnung‘ von Theorien, dass sie Probleme machen, und zwar auch in dem Sinne, dass sie Probleme sichtbar und sagbar werden lassen. Nur, selbst wenn man auf diese erhellende Seite von Theorien setzt, scheint Sicht- und Sagbarkeit nur von Gnaden der Theorie zu leben. Was der Fall ist, bestimmt die Theorie. Ist es auch nicht mehr der eine Theoretiker, der in ewiger Selbstanschauung die reine Theorie betreibt, die Noesis Noeseos, ist es doch seine Tätigkeit, das Theoretreiben, als Inbegriff des Wirklichen. Alle übrige Wirklichkeit muss erst durchs Nadelöhr der Theorie, um thematisch zu werden. Damit aber macht sich Theorie zum Nabel der Welt.

Diese Zentralposition kann einem mit der Zeit fraglich werden. Daraus entsteht die Frage nach einer Gestalt und Gestaltung von Theorie, die weder die Position der Dominanz einfach durch die so genannte Praxis umbesetzt noch die Theorie sich selbst genug sein lässt. Anders gefragt: Wie kann man trotz der Drift zu Großtheorien Theorie so ‚klein kriegen‘, dass sie Probleme mit

Phänomenen hat, statt vor allem mit sich selbst? Die Drift der Theorie tendiert zu einer Zentralposition – wie könnte demgegenüber Theorie exzentrisch werden und ihr Thema im Mittelpunkt stehen lassen, statt sich selbst an diese Stelle zu setzen?

Der Charme des Anderen

Den Anderen im Mittelpunkt stehen zu lassen, kann man als Umschreibung von Charme verstehen. Nicht als hinreichende Definition, wo gäbe es die schon, aber immerhin als Hinweis auf eine phänomenologische Tugend. Dabei lässt man den Anderen nicht einfach sich selbst genug sein, man stellt ihn auch nicht dezidiert in den Mittelpunkt, sondern auf indirekte Weise ‚macht‘ man ihn dort stehen, man lässt es unmerklich geschehen. Denn wenn man es merkt, ist es allenfalls gut gemeint. Die Ausdrücklichkeit vertreibt das Lassen.

Dieses Lassen ist nicht nur ein Belassen dessen, was ohnedies schon ‚der Fall‘ wäre. Sonst könnte man auch einen Narzissten ‚im Mittelpunkt stehen lassen‘ und wäre dabei vielleicht ironisch distanziert oder schlicht abgestoßen. Also kommt es nicht zuletzt darauf an, um wen es dabei geht. Daher spricht man vom Charme für gewöhnlich im Blick auf den, um den es geht. Jemand kann charmant sein und daher die Aufmerksamkeit der Anderen gewinnen.

Aber es könnte ja auch *deren Aufmerksamkeit* ihren eigenen Charme haben, etwa statt aufdringlich oder gar zudringlich zu sein. Charme in diesem zweiten Sinne *antwortet* auf jemanden, der nicht danach gefragt hat. Darin wäre er zuvorkommend, unerwartet und wenn es gut geht angenehm überraschend. Andersfalls wäre er nur genereller Gestus, maniert vielleicht oder ein Habitus des notorischen Charmeurs.

Vom Charme der Theorie?

Theorien sind demgegenüber in der Regel äußerst uncharmant. Sie ‚machen‘ etwas zu ‚ihrem Gegenstand‘. Der wird passend und zunftgerecht zubereitet, weich geklopft wie ein Stück Fleisch, mit den eigenen Zutaten gewürzt und dann so lange gebraten, bis er strohtrocken ist – und nur noch den sättigt, der allzu großen Hunger hat, unersättlichen Theoriehunger eben. Er wird verhandelt und verhackstückt, durchgekaut und mit abgelagerten Wendungen heruntergespült, bis die Sache schließlich gegessen ist – oder man sich den Magen verdorben hat.

Was die Theorie dabei macht, ist vor allem sich selbst zum Mittelpunkt, an dem man nicht vorbeikommt. Je unumgänglicher sich eine Theorie zu machen versteht, desto erfolgreicher wird sie sein. Viel zitiert und allseits bekannt als Standard gepflegter Konversation ist *sie* das eigentliche Thema – und nicht das, wozu sie da sein sollte oder wollte: ihr *Thema*, ihr Worumwillen.

Aber – war's das? War das alles, was von der Theorie zu erwarten ist? Es ist eine Antinomie jeder Theorie, dass Thema und Thematisierung in Spannung, wenn nicht in Konkurrenz geraten. Die wird meist so ‚gelöst‘, dass die Thematisierung zentral wird, dem epistemischen Grundsatz folgend, ‚was nicht thematisch ist, ist nicht‘. ‚Für uns‘ gebe es nur, was erscheint, und zwar in theoretischer Hinblicknahme. So richtig das ist, wird dieser kritische Grundsatz trivial oder falsch, wenn er seine Spannung verliert.

Um sie aufrechtzuerhalten oder wenigstens zurückzugewinnen, bedürfte die Theorie eines gewissen Charmes: ihrem Thema die Chance zu lassen, bei aller Thematisierung seinerseits zu Wort zu kommen, wenn nicht sogar das erste und das letzte Wort zu haben, jedenfalls im Mittelpunkt zu stehen. Ihm gegenüber wäre der Theoretiker dann in keiner privilegierten, sondern in exzentrischer Position. Es ginge ihm um das Andere am Thema, das in keiner Thematisierung aufgeht und das Warum und Wozu der Theorie ausmacht.

Anders gesagt: Charmante Theorie bemühte sich um den *Anderen*. Sie wäre an ihm und nicht vor allem an der Konstruktion ihrer selbst interessiert. Dann wäre sie ‚ars‘, eine Kunstlehre, beispielsweise des Verstehens, im Sinne der Technik und der Gestaltung. Sie bereite dem Thema den Weg des Verstehens. Gelegentlich müsste sie sich auch zu ihm ‚durchschlagen‘ – aber sie umstellte es nicht, um es zu belagern und zu erobern. Charmant wäre sie in Resonanz auf ihr

Thema, sofern sie den Phänomenen antwortete. Dann hätte sie kein gegenständliches Verhältnis zu ihrem Gegenüber, sondern ein inständiges.

Soll man da noch von ‚Theorie‘ sprechen, von der ‚Position des unbeteiligten Zuschauers‘ nach dem Vorbild des unbewegten Bewegers? Nur dann, wenn Theorie als Kunstlehre, als ars und techne, *anders* zu verstehen wäre, eben vom Anderen her. Und vor allem, wenn der Theoretiker manches *ließe*. All das, was oben mit der Freiheit zur Karikatur skizziert wurde.

Diskrete Theorie

Das Problem ist nur, dass die Theorie es nicht lassen kann. Wird sie mit Leidenschaft betrieben, hat sie Probleme mit der Zurückhaltung. All ihre Lüste, Eifer und Eifersucht, Hunger und Durst, große Erwartungen und Forderungen kommen ihr auf dem Weg zum Anderen dazwischen – bis sie sie vor allem beschäftigt.

Demgegenüber hätte Theorie mit ihrer konstitutiven Verspätung wie mit der Kränkung exzentrischer Position leben zu lernen – statt sich in infantiler Weise zum Anfang und Ende und zum Nabel der Welt zu machen. Selbst der so richtige Satz, dass alles immer schon theorieimprägniert ist, wird trivial oder falsch, wenn er Theorie nicht mehr als Mittel zum Zweck des Anderen verständlich werden lässt. So reizvoll die der Theorie eigene Drift ist – und der folgen diese Zeilen ja fast durchgängig – braucht sie einen Antagonisten, sonst ist die Spannung weg.

Als Vorsätze oder gar Mahnung formuliert, wäre die Pointe schon verjagt, auf und davon. Aber man kann wenigstens eine Unterscheidung benennen, an der sich Theorie anders orientieren kann. Sofern sie Kunstlehre ist, hat sie Unterscheidungskunst zu üben. Beispielsweise wäre dafür die Theoretik der *Diskretion* hilfreich.

Diskretion ist eine kleine différence, nur ein kleiner Unterschied, diesseits der Großtheorie der différence. Statt wie üblich allen bisherigen Theorien gegenüber den großen Neuanfang zu proklamieren, ist Diskretion eine lebensweltliche und intuitiv (hoffentlich) plausible Figur dafür, einen Unterschied zu machen. Und ein konstitutiver Unterschied von Theorie ist, sich von ihrem Worumwillen zu unterscheiden oder ‚mein‘ und ‚dein‘ auseinander zu halten – auch wenn das gelegentlich schwer fällt.

Versucht man es einmal mit diesem Unterschied, kommt in den Blick, dass sich Theorie nicht als Machtergreifung und Eroberung zu gerieren braucht, sondern sich auf charmante Weise diskret verhalten könnte ihrem Thema gegenüber. Im ‚Kampf der Theorien‘ allerdings hätte sie damit abgedankt. Die Präntention, die Größte zu sein oder wenigstens zu werden und alle anderen aus dem Feld zu schlagen, wäre ungefähr das Gegenteil davon. Man mag sich an Nietzsches feinen Unterschied erinnern, Argumentation nicht mehr als Kampf, sondern als Tanz zu verstehen – und schon sieht die Welt anders aus. Nur, weil nicht jeder tanzen kann, zumindest nicht so wie Nietzsche, kann man es ja erstmal mit Diskretion versuchen.